

ST.GEORGER KONTUREN



HEFT 4 ■ Mai 1995

1945 - 1995:

Ein halbes Jahrhundert
nach der Befreiung

Vergessene Namen,
ausgelöschte Geschichte?

GESCHICHTS
WERKSTATT



ST.GEORGe.v.

Ohne Weltvertrauen	2
Einer von ihnen	4
„So habt Ihr stets zu handeln!“	5
Trümmerlandschaft	8
„Ich träumte von einem Leben ohne Angst“	9
„Es ist vorbei und du lebst.“	11
Von den allerersten Schritten	14
Zurück aus der Kriegsgefangenschaft	15
- direkt auf den Hauptbahnhof	
Tausend Jahre und ein halbes Jahrhundert oder	16
Die Last der Befreiung	
Veranstaltungen und Impressum	18

EDITORIAL

Nie wieder Faschismus! Nie wieder Krieg!

Nationalsozialismus und Krieg, das waren nicht nur fernliegende, irgendwo geschehende Dinge damals. So wie das viele Menschen heute mit Blick auf die Konflikte im ehemaligen Jugoslawien oder in Kurdistan empfinden. Faschismus und Krieg, das war vor der Haustür, da steckte man mitten drin, hautnah. Auch in St. Georg.

Schon vor 1933 galt St. Georg dem sozialdemokratischen „Hamburger Echo“ als eines der „Naziviertel“, später sollte dies oft vergessen werden. Auch hier ist während der nationalsozialistischen Herrschaft 1933 bis 1945 eine unbekannte Zahl von Menschen verfolgt, bedrängt und ermordet wurden: Juden und Jüdinnen, KommunistInnen, SozialdemokratInnen und GewerkschafterInnen, Homosexuelle, Prostituierte, russische Fremdarbeiter. Nur von wenigen sind Namen und Daten bekannt. Eines der Anliegen der Geschichtswerkstatt ist es, das Schicksal dieser Menschen in Erinnerung zu bewahren. Dem dient vorrangig diese 4. Ausgabe der „St. Georger Konturen“, diesem Ziel ist auch die große Gedenkveranstaltung am 8. Mai 1995 um 18 Uhr in der St. Georgskirche verpflichtet (Näheres auf der Rückseite).

Neben der Erinnerung an die Opfer der Naziherrschaft wollen wir nachfolgend einige Facetten aus der sogenannten „Stunde Null“ beleuchten. Am 8. Mai 1945 wurde Deutschland vom Faschismus und Krieg befreit. Was war von St. Georg damals übrig geblieben? Welche Folgen hatten Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg für die Menschen hier? Welche Konsequenzen wurden gezogen? Ein Heft also, in dem die von Alexander und Margarete Mitscherlich für die Nachkriegszeit analysierten „Abwehrmechanismen gegen die Nazivergangenheit“ (1) tunlichst vermieden werden sollen.

(1) Immer noch ein empfehlenswerter „Klassiker“: Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. 21. Aufl., München/Zürich 1990. S. 16.)

Ohne Weltvertrauen

"Langsamerhand kam ich in den zwei Jahrzehnten, die seit meiner Befreiung hingen, zur Erkenntnis, daß es nicht ankommt auf positive Bestimmbarkeit einer Existenz. Daß Jude ist, wer von den anderen als Jude angesehen wird, hat einst schon Sartre gesagt...Es ist nicht korrekturbedürftig, doch darf man es vielleicht ergänzen. Selbst dann nämlich, wenn mich die anderen nicht als Juden bestimmen, bin ich doch Jude durch die bloße Tatsache, daß die Umwelt mich nicht ausdrücklich als Nichtjuden fixiert. Etwas sein kann bedeuten, daß man etwas anderes nicht ist. Als Nicht-Nichtjude bin ich Jude, muß es sein und muß es sein wollen...Da Jude sein aber nicht nur meint, daß ich eine gestern geschehene und für morgen nicht ausschließbare Katastrophe in mir trage, ist es jenseits der Aufgabe auch Furcht. Täglich morgens kann ich beim Aufstehen von meinem Unterarm die Auschwitznummer ablesen; das rührt an die letzten Wurzelverschlingungen meiner Existenz, ja ich bin nicht einmal sicher, ob es nicht meine ganze Existenz ist. Dabei geschieht es mir annähernd wie einst, als ich den ersten Schlag der Polizeifaust zu spüren bekam. Ich verliere jeden Tag von neuem das Weltvertrauen." (1)

Im Gedenken an die jüdischen MitbürgerInnen aus St. Georg, die von den Nazis deportiert und in Konzentrationslagern ermordet wurden

Am 25. Oktober 1991 jährte sich zum 50. Mal der Beginn der Hamburger Deportationen jüdischer MitbürgerInnen in die deutschen Vernichtungslager. Unter der unvorstellbar großen Anzahl von etwa 6 Millionen ermordeten Juden - das war etwa ein Drittel des über die ganze Welt verstreuten jüdischen Volkes - befanden sich auch ca. 8.000 HamburgerInnen. Ausgangspunkt für die Deportationen war der ehemalige Hannöversche Bahnhof, gele-

gen beim Oberhafen an der Peripherie unseres Stadtteils.

In St. Georg bekannten sich bei der Volkszählung vom 16. Juni 1925 genau 618 Menschen zum jüdischen Glauben, davon 408 im nördlichen Teil und 210 im damaligen St. Georg-Süd (heute Hammerbrook und Klostertor). Bei der ersten Volkszählung nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, am 29. Oktober 1946, lebten in diesen Stadtteilen nur noch 47 Menschen jüdischen Bekenntnisses. Bei den übrigen gut 90 Prozent ist nur sicher, daß ein erheblicher Teil durch den nazistischen Genozid - die Hitler'sche „Endlösung des Judenproblems“ - vergast, erschossen, erhängt oder auf andere bestialische Weise ermordet wurde.

Nach einer Sichtung der Liste der 1.034 Personen, die im Gefolge des ersten Deportationstransportes (von insgesamt siebzehn Transporten bis 1945) am 25. Oktober 1941 ins Ghetto nach Litzmannstadt/Lodz umgekommen sind, lassen sich zumindest einige Namen ehemaliger jüdischer MitbürgerInnen aus St. Georg mit hoher Wahrscheinlichkeit bestimmen. Die folgende Aufzählung ist keinesfalls vollständig.

(1) Jean Améry: Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein. In: ders.: Jenseits von Schuld und Sühne. Stuttgart 1980. S. 146 f.

Quellen für Seite 3:

- Hamburger Adreßbücher 1941, 1942, 1943
- Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945. Bearbeitet vom Bundesarchiv Koblenz und dem Internationalen Suchdienst, Arolsen. Koblenz 1986 (2 Bde.).
- Die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus in Hamburg. Als Manuskript gedruckt vom Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamburg 1982.



Alexander Blankenstein

Schriftsetzer, Sechslingspforte 5, geboren am 7. Juli 1882 in Krefeld, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Esther Eulenstein

geb. Friedner, Revalerstraße 27/29, geboren am 7. Januar 1879 in Lipnik, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Cäcilie Hüttner

Krankenschwester, Sechslingspforte 16, geboren am 8. Februar 1888 in Hamburg, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Leopold Hüttner

Sechslingspforte 16, geboren am 25. Juli 1889 in Hamburg, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Ruth Körbchen

Zahntechnikerin mit einem Labor in der Schmilinskystraße 5/7, wohnhaft Lange Reihe 111, geboren am 20. Oktober 1887 in Geldern, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Sybille Körppen

geb. Ullmann, Borgeschstraße 17, geboren am 11. Juli 1879 in Horster-Schelsen, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Leo Nachum

Sonninstraße 12, geboren am 7. Juli 1875 oder 6. September 1884 in Hamburg, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Sarah Riesel

geb. Teller, Sonninstraße 14, geboren am 14. April 1878 in Czernowitz, am 25. 10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, umgekommen am 24. Februar 1942

Lucie Schilling

geb. Marcus, Kreuzweg 14, geboren am 7. August 1889 oder 1883 in Zerbst, am 25.10.1941 deportiert nach Litzmannstadt/Lodz, verschollen

Einer von ihnen

Der Nationalsozialismus wurde längst nicht von allen Deutschen unterstützt, es gab auch Menschen, die sich dem Faschismus von Anfang an mit allen Konsequenzen entgegenstellten. Einer von ihnen war der St. Georger Kommunist jüdischer Herkunft Dagobert Biermann, geboren am 13. November 1904, wohnhaft in der Hohen Straße 41 (der heutigen Ferdinand-Beit-Straße)¹.

Bereits Anfang der zwanziger Jahre war er der kommunistischen Jugendbewegung, 1927 der KPD beigetreten. Wegen Verbreitung der von den Nazis verbotenen „Hamburger Volkszeitung“ wurde er im Mai 1933 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach seiner Haftentlassung fand er im Mai 1935 Anstellung als Schlosser auf der Deutschen Werft in Finkenwerder.

Hier nahm Dagobert Biermann wieder Kontakt zu anderen Antifaschisten auf und brachte, nach Schilderung von Freunden, einige besonders gefährdete Kollegen in seiner Arbeitskolonne unter. Im Sommer

1936 erfuhr er davon, daß illegale Waffentransporte vom Hamburger Hafen nach Spanien gingen, um dort die faschistischen Franco-Truppen im Kampf gegen die demokratische Republik zu unterstützen. Zusammen mit anderen Genossen sammelte er weitere Hinweise und bekam als Beweismittel auch einmal zwei Gewehrpatronen aus einer Waffensendung zugeschoben, die keinerlei Hinweis über den Herstellungsort trugen. Über diese Machenschaften und weitere illegale Aufrüstungsmaßnahmen lieferten Biermann und andere von Januar bis März 1937 Informationen an die KPD-Auslandsleitung weiter, um die Weltöffentlichkeit über diese Praktiken in Kenntnis zu setzen. Die Widerstandsgruppe flog schließlich auf, Biermann und andere wurden am 28. März 1937 festgenommen.

Der 2. Senat des Volksgerichtshofes in Hamburg verurteilte Biermann am 2. März 1939 zu sechs Jahren Zuchthaus, die er in verschiedenen Moorlagern und zuletzt in Bremen-Oslebshausen absaß. Im Rahmen der sogenannten „Endlösung“ vereinbarten führende Nazis im September 1942, daß

Juden nicht mehr von ordentlichen Gerichten abgeurteilt, sondern durch den Reichsführer der SS „erledigt“ werden sollten. Dies hatte unmittelbar zur Folge, daß jüdische Häftlinge der Gestapo zur „Sonderbehandlung“, d. h. zur Vernichtung in einem deutschen Konzentrationslager überstellt wurden. Dieses Schicksal er litt auch Dagobert Biermann, der Anfang Februar 1943 ins KZ Auschwitz deportiert wurde. Kurz zuvor konnte er noch seiner Frau einen Brief zugehen lassen, in dem er von einer nichts Gutes versprechenden, bevorstehenden Reise schrieb. Auch bat er sie, sich immer nach seinem Verbleib zu erkundigen. Nur wenige Tage später, am 22. Februar 1943 kam Dagobert Biermann im KZ Auschwitz ums Leben. ■

¹ Informationen zu Biermanns Schicksal in: Ursel Hochmuth/Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933 - 1945. Frankfurt am Main 1980. S. 190 ff. Gertrud Meyer: Nacht über Hamburg. Berichte und Dokumente 1933 - 1945. Frankfurt am Main 1971. S. 86 ff. Ursula Wamser/Wilfried Weinke (Hrsg.): Ehemals in Hamburg zu Hause: Jüdisches Leben am Grindel. Hamburg 1991. S. 197 ff.



Bild: Dagobert Biermann (3. von links) inmitten seiner Kollegen auf der Deutschen Werft in Finkenwerder im März 1937, 14 Tage vor seiner Verhaftung

„So habt Ihr stets zu handeln!“

(Heinrich Himmler)

In Erinnerung an die acht russischen Zivilinternierten, die auf dem Gelände des AK St. Georg 1943 von der Gestapo ermordet wurden

Während der britisch-amerikanischen Bombenangriffe zwischen dem 25. Juli und dem 3. August 1943 wurde die Stadt Hamburg in weiten Teilen zerstört. Auch größere Gebiete St. Georgs erlitten dabei schlimmste Treffer.

Schon vorher war die Stimmung in der Bevölkerung schlecht gewesen. „Die Volksgenossen“, heißt es beispielsweise im Bericht einer Hamburger Wohlfahrtsstelle vom 1. Juli 1943, „sind stark beunruhigt durch die schweren Terror-Angriffe. Man befürchtet, dass auch Hamburg eines Tages schwer angegriffen werden wird. Die Bevölkerung brennt darauf, dass Vergeltungsangriffe gegen England durchgeführt werden...“ (1)

Nach den nicht mehr enden wollenden Bombardements Ende Juli 1943 breitete sich rasch Angst und Panik unter den HamburgerInnen aus, mehr und mehr machten die Nazi-Führung für die Katastrophe verantwortlich. Der Historiker Manfred Asendorf schreibt dazu: „Während sich die Staatsorgane noch bemühten, die aufgebrachte Bevölkerung zu beruhigen, gingen sie mit aller Härte gegen eine Gruppe vor, die ... von der SS als besonders unzuverlässig und politisch gefährlich angesehen wurde - die ausländischen Arbeiter, vor allem die als 'Ostarbeiter' bezeichneten Russen.“ (2) Diese Situation bildet den Hintergrund für eines der ungesühnten Verbrechen, das die Nazis während ihrer Herrschaft in St. Georg begangen haben.

Die ersten Fliegerangriffe haben auch das Krankenhaus St. Georg stark in Mitleidenschaft gezogen. Der Röntgenologe Prof. Holthusen berichtete einem Kollegen am 29. Juli 1943 über die vorläufige Schadensbilanz: „Krankenhaus St. Georg: Schwere Schäden, so daß gestern die Frage war, ob



der Betrieb überhaupt aufrecht erhalten werden könne.“ (3) Noch im Laufe des Tages wurde die Einrichtung weitgehend evakuiert, übrig blieben neben Teilen des Personals auch die etwa 80 sowjetischen bzw. „russischen“ Patienten. Das Krankenhaus St. Georg hatte eine eigene Station für russische „Fremdarbeiter“ und nahm zentral alle erkrankten Russen Hamburgs auf. Untergebracht waren sie damals sämtlich im Erdgeschoß des Hauses U, das heute nicht mehr existiert, aber zwischen dem neuen Schwesternheim und dem noch vorhandenen Haus T stand. Zur Zeit befindet sich hier ein Parkplatz.

Der privaten Kleidung beraubt, keine Möglichkeit, sich auch nur in einen Keller zu begeben, dem Bombeninferno schutzlos ausgeliefert, so überließ man die Patienten sich selbst - es waren ja nur Russen! In Angst und Verzweiflung brachen in dieser Nacht etwa drei Viertel von ihnen die im Haus U untergebrachte Kleiderkammer auf, bemächtigten sich ihrer Zivilkleidung und verstreuten sich in der Umgebung. Wohin sie gingen, ist unbekannt. „Man sprach davon,“ so der Zeitzeuge J. K., „daß sie nicht direkt geflüchtet seien, sondern sich nur aus Angst in ihre Lager, wo sie sich sicherer

fühlten, begeben hätten.“ (4) Vielleicht liefen einige ins „Fremdarbeiterlager“ auf dem zur Wallstraße hin gelegenen Teil des Lübeckertorfeldes, wo von 300 Arbeitern etwa 20 Prozent italienischer und 80 Prozent ukrainischer Herkunft waren? (5)

Auf eine Meldung des Krankenhauses hin fuhr am Freitag, dem 30. Juli 1943, zwischen 13 und 14 Uhr eine schwarze Mercedes-Limousine vor. Der damalige Assistenzarzt J. K. erlebte dies aus nächster Nähe: „Aus dem Mercedes stiegen drei Männer aus, die sofort unsere Aufmerksamkeit erregten, weil zwei von ihnen Maschinenpistolen trugen.“ (6)

Empfangen und eingewiesen wurden diese Gestapo-Beamten vom Verwaltungsdirektor der Anstalt, Kressin. Alle nicht geflüchteten Russen - 20 meist körperlich schwache, z.T. bettlägerige Patienten - mußten sofort vor dem Haus U antreten. Daraufhin befragte die Gestapo die Oberschwester des Hauses U und diverse andere Schwestern über das Verhalten der einzelnen Patienten. Praktisch unter Zwang gaben die befragten Schwestern dann kleinere, unbedeutende Verfehlungen der noch anwesenden russischen Patienten an.“ (7)

„So habt Ihr stets zu handeln!“

Etwas anders als hier der bereits zitierte Assistenzarzt J. K. erinnert sich Helmut Wichmann, damals Verwaltungslehrling am AK St. Georg und viel später sein kaufmännischer Direktor: Vor einer größeren Menge Krankenhauspersonals beschimpfte der Gestapo-Dolmetscher zunächst die angehenden Patienten auf russisch. „Und nach anschließend dann den Umstehenden auf deutsch erklärt, diese acht würden jetzt zur Abschreckung erschossen.“(8)

Unter ihnen befand sich u. a. ein gelernter Apotheker, der bereits Speiseröhrenkrebs im fortgeschrittenen Stadium hatte. Der bereits zitierte Assistenzarzt J. K. hatte ihn noch kurz zuvor geröntgt. „Nach meiner Ansicht hatte dieser Mann nicht mehr lange zu leben und war ein Pflegefall, der sich überwiegend im Bett aufhalten mußte. Allein von dieser Tatsache her halte ich es für sehr brutal, den Mann in den Garten zu bringen und zu exekutieren. ... Die Russen, die im Haus U untergebracht waren, waren so unterwürfig und neigten überhaupt nicht dazu, renitent zu werden oder sogar zu meutern. Es waren meiner Meinung nach die folgsamsten Patienten, die man sich vorstellen kann, die lediglich unter einer sehr großen Angst und Panik litten.“(9)

Die acht ausgesonderten Russen wurden sofort um das Haus U herum und zu einem kleinen Gartenstück geführt, mußten das Gesicht in Richtung Steindamm wenden, sich hinknien, die Hände auf den Rücken legen. Gleich darauf wurden sie von den beiden Gesta-po-Beamten durch Genickschüsse getötet. „Jeder hat vier erschossen,“ erinnert sich Helmut Wichmann. „Die gingen dann mit ihrer Knatter da so hin und her, die Russen fielen gleich vornüber. Die Leichen sind dann zunächst mit Papier bedeckt worden und haben da noch eine Weile gelegen, offenbar sollte das der Abschreckung dienen. ... Die waren natürlich alle betroffen, die hier herumstanden, so ‘was hatte ja auch von den Deutschen noch keiner erlebt, daß hier einfach so jemand kommt und dann werden hier auf dem Gelände Leute er-

schossen. Also ich muß sagen, das hat mich schon sehr beeindruckt, und ich sehe dieses Bild eigentlich heute immer noch überall - seit Jahrzehnten - vor mir.“(10)

Den abrückenden Gestapo-Beamten stellte sich ein mutiger Assistenzarzt entgegen und fragte schockiert, „Was haben Sie denn da gemacht?“ - „Halten Sie den Mund, Sie kommen sonst auch noch dran!“, lautete die drohende Antwort. Ausgerechnet von diesem Assistenzarzt verlangte der ärztliche Direktor des AK St. Georg, Prof. Hegler, für die ermordeten Russen Totenscheine auszustellen, auf denen natürliche Todesursachen auftauchen sollten. Der Untergebene weigerte sich.(11) Es fand sich offenbar ein anderer. Helmut Wichmann wurde nach dem Kriege zugetragen, daß die Krankenblätter der acht Ermordeten von den Briten beschlagnahmt worden seien, und so wäre der merkwürdige Umstand zu-

che bescheinigt worden sei.(12)

Wie angespannt die Lage im Reich und insbesondere in Hamburg war, macht der erhaltene Schriftwechsel noch am gleichen Tag der Mordaktion deutlich. Ernst Kaltenbrunner, Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, übersandte gegen 18 Uhr ein Fernschreiben an Heinrich Himmler, den Reichsführer der SS und Chef der Deutschen Polizei. Darin vermittelte Kaltenbrunner einen Überblick über den Exodus aus Hamburg, vor allem aber die völlig überzogene Einschätzung einer angeblichen „Russenneuterei“ in St. Georg: „Teilweise defaitistische Äußerungen. Z. Zt. bewegen sich lange Menschenzüge nach außerhalb, um ihr Leben zu retten. Ausschreitungen sind noch nicht vorgekommen, abgesehen von kleinen Zusammenstößen. Dagegen kam es im Russenlager des Krankenhauses St. Georg zu einer Meuterei, wo sich untergebrachte Sowjetrussen den Anordnungen des Arztes und des Pflegepersonals widersetz-



tagegetreten, daß in allen acht Fällen von ärztlicher Seite eine natürliche Todesursa-

ten und die Kleiderkammer geplündert haben. Ein von der Staatspolizei entsandtes Kommando hat Rädelsführer festgestellt und 8 Russen erschossen. Die übrigen Russen haben der Erschießung beigewohnt und sind anschließend von einem Dolmetscher belehrt und darauf hingewiesen worden, daß es weiteren Aufsässigen ebenso ergeht. Der Höhere SS- und Polizeiführer hat zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit Sicherungsverbände bestehend aus Schutzpolizei, Wehrmacht und Waffen-SS aufgestellt und eingesetzt.“ Der auf diese Weise alarmierte SS-Mann Himmler diktierte gegen 23.20 Uhr folgendes, nach Hamburg abgesandtes Telegramm: „Ich habe Ihr Fernschreiben erhalten. Helft mit allen Kräften, die ihr zur Verfügung habt. Laßt jedoch besonders unter den Ausländern nicht den geringsten Ungehorsam oder eine Widergesetzlichkeit aufkommen. Für scharfes und sofortiges Durchgreifen bei den Russen ausspreche meine Anerkennung. So habt Ihr stets zu handeln!“ (13) Als das Allgemeine

Krankenhaus St. Georg 1948 sein 125jähriges Bestehen feierte, nutzte die Direktion die Gelegenheit dazu, eine kleine Festschrift zu veröffentlichen. Fein säuberlich werden darin auf einer „Ehrentafel der Krankenhausangehörigen, die im Kriege 1939 - 1945 ihr Leben gaben“, nahezu 70 Namen von Gefallenen und Bombenopfern verzeichnet, darunter ein Büroangestellter, der in russischer Kriegsgefangenschaft 1947 verstorben war. (14)

Die in St. Georg ermordeten acht russischen Patienten wurden dabei vergessen. Um so bedeutsamer ist es, wenn jetzt - anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus und Krieg - Krankenhaus, Kirchengemeinde und Geschichtswerkstatt gemeinsam dieser Toten erinnern.

Anmerkungen

(1) Staatsarchiv Hamburg (StA HH), Sozialbehörde I, VG 30.70.

(2) Manfred Asendorf: Als Hamburg in Schutt und Asche fiel und wie der NS-Staat die Krise bewältigte. In: Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Hrsg. von Angelika Ebbinghaus u. a. Hamburg 1984. S. 190.

(3) Zit. nach: Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten. Bearb. von Renate Hauschild-Thiessen. Hamburg 1993. S. 126.

(4) Vernehmungsniederschrift J. K. vom 11.1.1974.

(5) StA HH, Polizeibehörde II, Nr. 135.

(6) S. (4).

(7) S. (4).

(8) Interview M.J. mit Helmut Wichmann vom 19.2.1992.

(9) S. (4).

(10) S. (8).

(11) Asendorf s. (2), S. 191.

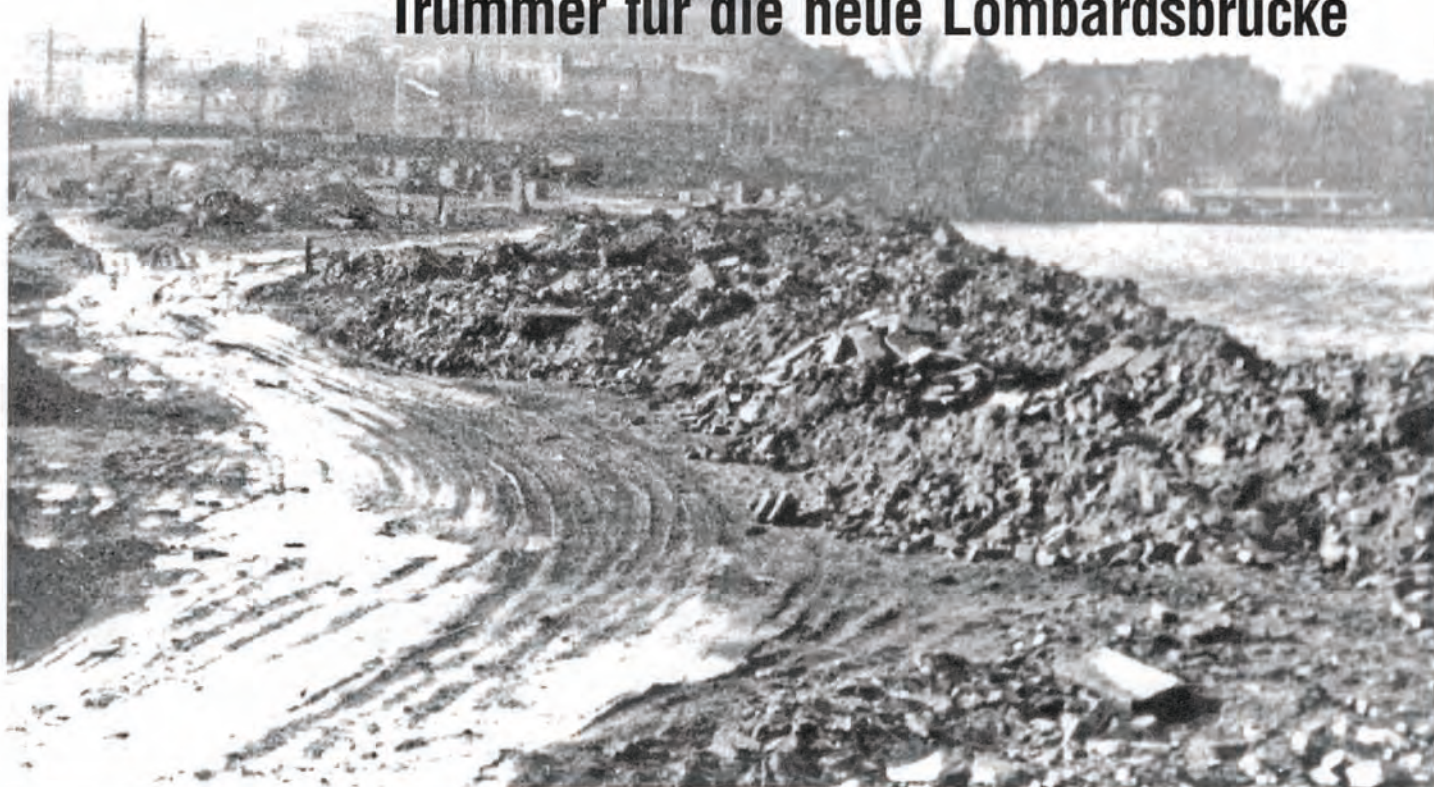
(12) S. (8).

(13) Dokumente zit. nach Asendorf s. (2), S. 191.

(14) Direktion des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg (Hrsg.): Allgemeines Krankenhaus St. Georg in Hamburg. Festschrift zu seinem 125jährigen Bestehen am 30. Oktober 1948. Hamburg 1948. S. 78 f.

Zugeschüttet:

Trümmer für die neue Lombardsbrücke



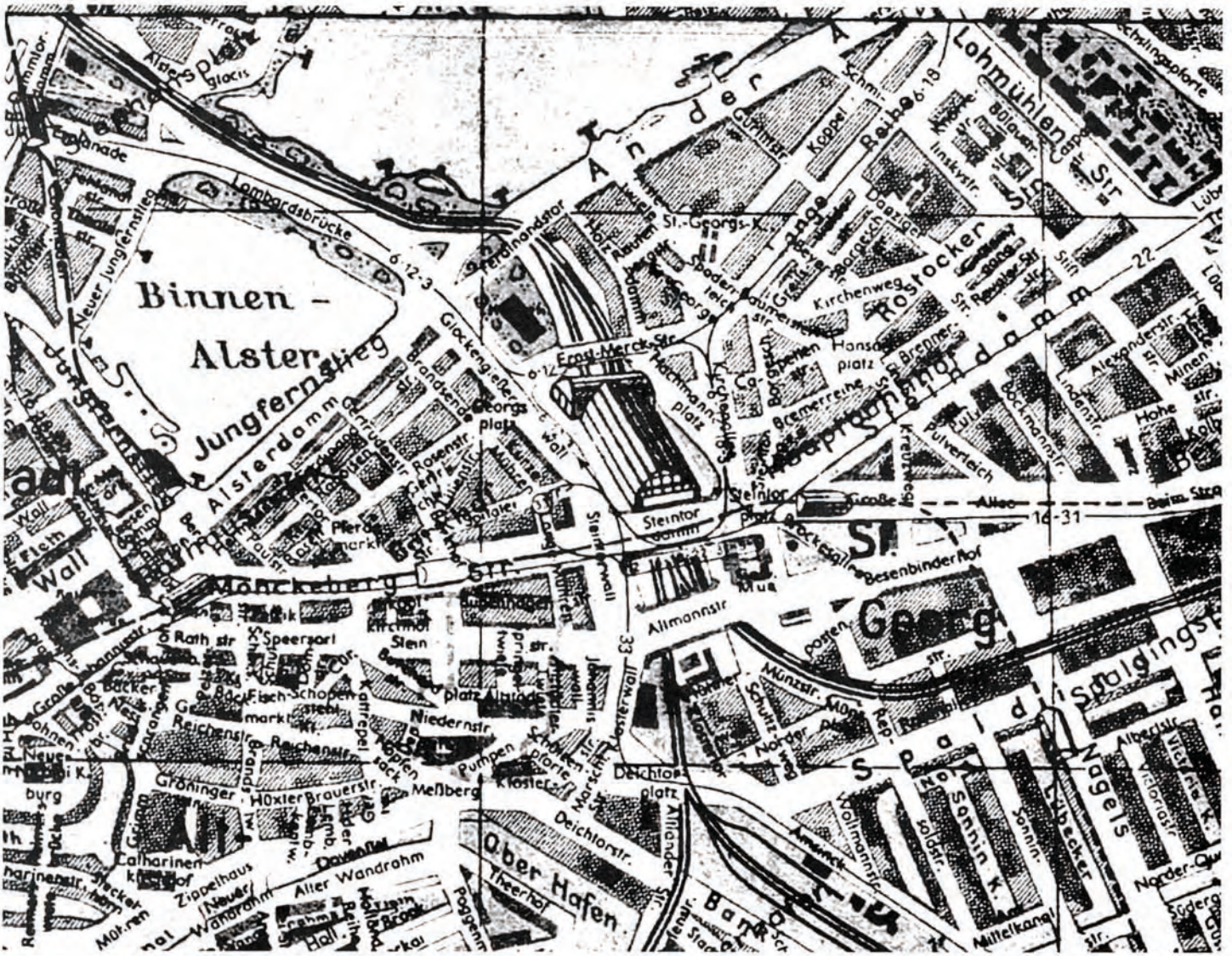
Trümmerlandschaft

Im Sommer 1943 wurde Hamburg von alliierten Bomberverbänden flächendeckend zerstört. In den Nächten vom 25. Juli bis 4. August kamen etwa 35.000 Menschen ums Leben.

In St. Georg gingen während dieser Nächte neben zahlreichen Einzelhäusern die Dreieinigkeits- und die Stiftskirche sowie das Han-

satheater in Flammen auf. Das AK St. Georg und der Hauptbahnhof bekamen schwere Treffer ab. Auf dem abgebildeten Stadtplan von 1946, - die zerstörten Gebäudekomplexe sind dort dunkel schraffiert -, wird deutlich sichtbar, daß die Straßenzüge Beim Strohause und die vom Bahnhof entfernten Teile des Steindamms und der Langen Reihe weitgehend zerstört wurden; außerdem das Gebiet zwischen Soester Straße (seiner-

zeit Borgeschstraße) und Baumeisterstraße, sowie die Gebäude rund um die Marienkirche. Das ehemalige St. Georg-Süd wurde durch die Feuerstürme zur „toten Zone“ ausgebrannt. In Hammerbrook starben Tausende von Menschen, der Zerstörungsgrad betrug über 90 Prozent. Von den über 56.000 Menschen, die in diesem Stadtteil 1939 lebten, wohnten nach dem Krieg gerade noch 1.724 dort.





„Ich träumte von einem Leben ohne Angst“

nicht zuletzt die Reportagen, die sie als langjährige NDR-Journalistin erarbeitete. Von der Gründung der Geschichtswerkstatt St. Georg am 6. Dezember 1990 bis Anfang 1993 gehörte sie dem Vorstand des Vereins an. Inge Stolten verstarb nach schwerer Krankheit am 4. Mai 1993.

Wir veröffentlichen nachfolgend einige Passagen aus Publikationen, in denen sie über die Zeit zwischen 1943 und 1945 berichtete.(1)

Zu Beginn der Spielzeit 1942/43 stand ich wieder in Hamburg auf der Bühne (...).

Die Kälte machte den meisten mehr zu schaffen als die karge Ernährung. Immer häufiger saß ich im Wintermantel in der ungeheizten Wohnung, noch zusätzlich in eine Wolldecke eingehüllt, und war schon froh, wenn es wenigstens Licht gab... Leitungen wurden durch Bomben zerstört, oder Stromsperrern sollten Energie sparen helfen. Bei dem Wort Krieg fallen mir heute zuerst eine Reihe dunkler, bitterkalter Tage ein.

Ich träumte von einem Leben ohne Angst davor, im Morgengrauen von der Gestapo abgeholt zu werden, ohne Angst vor Bomben. Immer häufiger gab es Situationen, in denen ich dachte, jetzt ist alles vorbei, und nur noch wünschte, nicht verstümmelt geborgen zu werden. Immer wieder versuchte ich mich in Sicherheit zu bringen, und floh in einen Bunker, der Sicherheit bedeuten konnte.

„Waren Sie im III. Reich verhaftet?“

Um diese Zeit gab mir Karl Ludwig Schneider ein Flugblatt, das von ihm oder Hans Leipelt stammte, einen 'Fragebogen für das iV. Reich', in dem es unter anderem hieß: 'Waren Sie im III. Reich verhaftet?'

Wenn nein, warum nicht?' Es ging bei uns jungen Leuten, die sehr viel später als Hamburger Zweig der Weißen Rose beschrieben wurden, von Hand zu Hand.

Die Zusammenkünfte des Musenkabinetts fanden in Privatwohnungen statt. Wir beschäftigten uns mit dem, was die Nazis als entartete Kunst bezeichneten, und es wurde über die politische Situation diskutiert. Hat es einen Sinn, fragten wir uns, einen Versuch zu unternehmen, das Regime gewaltsam zu stürzen?

Wie wenig wir über persönliche Dinge sprachen, soweit sie die Diktatur betrafen, zeigt die Tatsache, daß ich erst kürzlich von ihrem (Arankas) KZ-Aufenthalt erfuhr: Im Morgengrauen wurde die Schülerin Aranka, die für alles Britische schwärmte, von der Gestapo abgeholt. Sie ahnte nicht einmal warum, sie liebte den Swing, fand die Musik einfach schön und ging zum Tanzen in die Moritz-Bar wie ich auch, weil dort noch Swing gespielt wurde. Für die jüngsten Besucher war das oft nur ein unbewußter Protest gegen die Uniformierung, gegen das Militärisch-Zackige, das alles beherrschte.

„Ich lebe, nichts anderes zählt in diesen Stunden.“

Von unserem Versteck weit außerhalb in einem Vorort haben wir uns frühmorgens auf den Weg gemacht, um rechtzeitig vor dem Einmarsch der britischen Truppen zu Hause zu sein, ohne zu wissen, ob dieses Zuhause die Bombenangriffe überstanden hat.

Eine Steinwüste breitet sich vor uns aus, als wir ehemals dicht besiedelte Wohngebiete erreichen. Unter den Schuttbergen liegen noch zahllose nicht geborgene Leichen. Schnell errichtete Mauern sperren ganze Straßenzüge ab. In einer Gegend, wo wir

Die am 23. März 1921 geborene und in der Koppel aufgewachsene Inge Stolten hat sich in mehreren Büchern an die NS-Zeit in St. Georg erinnert. Sie gehörte zu den wenigen Deutschen, die den 8. Mai 1945 damals als Befreiung empfanden. Zeitlebens engagierte sie sich als überzeugte Sozialistin für eine antifaschistische Gesellschaftsordnung, zuletzt noch - trotz aller Angriffe gegen sie - als stellvertretende Vorsitzende der PDS.

Aus einer sozialdemokratischen Arbeiterfamilie stammend - ihr Großvater war der erste Hamburger SPD-Bürgermeister Otto Stolten -, stand sie den Nazis immer ablehnend gegenüber. Wegen "politischer Unzuverlässigkeit" wurde ihr nach dem Abitur 1939 ein Hochschulstudium untersagt. Am Deutschen Schauspielhaus absolvierte sie von 1940 bis 1942 eine Ausbildung als Schauspielerin und wechselte in den letzten Kriegsjahren zwischen Hamburg, Berlin und einem Theater an der Ostfront. Während der letzten Kriegswochen lebte sie untergetaucht in einer Waldhütte außerhalb Hamburgs. Am 3. Mai 1945, dem Tag des Einmarsches der britischen Truppen, kehrte sie mit dem Fahrrad zur Wohnung ihrer Mutter in der Koppel zurück. Noch am selben Nachmittag wurde sie als Dolmetscherin für die „Tommies“ im beschlagnahmten „Hotel Bellevue“ an der Alster tätig.

Inge Stolten blieb dem Stadtteil auch in der Nachkriegszeit verbunden, davon zeugen ihre verschiedenen Veröffentlichungen,

“Ich träumte von einem Leben ohne Angst”

fast jedes Haus kannten, finden wir uns nur mühsam zurecht, müssen uns an den verschiedenen Luftschutzbunkern orientieren. Keuchend zerren wir unsere viel zu schwer gepackten Fahrräder über Trümmer, die uns den Weg versperren. Und doch könnte ich jubeln vor Glück, eine ungeheure Last beginnt von mir abzufallen. Ich lebe, nichts anderes zählt in diesen Stunden.

Ein runder Bunker taucht in der Ferne auf, wir nähern uns endlich dem Hauptbahnhof. Auf den wenigen von Bomben verschonten Gebäuden des großen Krankenhauses vorbei erreichen wir unsere Straße, inmitten der Zerstörung ist sie eine Oase.

Gespentisch wirkten die Reste stehengebliebener Häuser. Neben leeren Fensterhöhlen sah ich geraffte Tüllgardinen und Blumen auf Balkons, die ich lieber nicht mehr betreten hätte. Überlebende richteten sich in den Ruinen ein, hausten auch in den Kellern darunter. Schmale Gänge zwischen aufgeschichteten Steinen führten zu versteckten Behausungen. Daß Menschen dort wohnten, erkannte man zuerst an den Gemüsebeeten, die sie angelegt und mit Stacheldraht gesichert hatten.

Wir standen am Fenster der Wohnung im dritten Stock und blickten über die Villen an der Alster auf den Fluß. Völlige Stille lag über der Stadt, es war die Stunde der Übergabe. Ein merkwürdiges, langsam näherkommendes Geräusch, das ich zuerst überhaupt nicht deuten konnte, ließ mich aufhor-

chen, ein polterndes Grollen - englische Panzer rollten über die Lombardsbrücke. Jahrelange Spannung löste sich, ich empfand etwas, das ich noch nie empfunden hatte. Ich war glücklich, ohne jede Einschränkung glücklich. Bis heute denke ich sofort an diese Minuten, wenn vom schönsten Augenblick des Lebens gesprochen wird, wenn mich jemand nach ihm fragt.

Chaotisch war das Leben, aber es machte mir nichts aus, es gab so viel Beglückendes: Bücher lesen, die uns vorenthalten wurden; schlafen gehen ohne Angst vor dem Fliegeralarm; den Sommer genießen trotz all der Trümmer und des Elends - eine endlose Kette schöner Tage ist mir im Gedächtnis, eine Täuschung gewiß.

„Fraternization“, die Verbrüderung mit dem geschlagenen Feind, war streng verboten, aber ich hatte einfach nicht das Gefühl, daß dieses Verbot etwas mit mir zu tun hatte. Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands war für mich die Befreiung, die meisten anderen sprachen vom Zusammenbruch, und sie tun das bis heute. Zusammenbruch klingt schicksalhaft, dafür ist man nicht verantwortlich. Und sie waren für all das Elend verantwortlich, die Nazis, die Mitläufer, die begeisterten Jubler, die bis zuletzt auf den Führer und seine Wunderwaffen schworen. Dann aber verstummten sie plötzlich, verhielten sich ganz still, um von den Siegern nicht wahrgenommen zu werden.

... ich tat nur das, was die meisten Frauen damals taten. Sie packten zu, wo immer es nötig war, ob nun als Trümmerfrauen oder Betriebsleiterinnen. Die Männer waren gefallen, verwundet, befanden sich noch in Gefangenschaft. Der Wiederaufbau begann weitgehend ohne sie.

(1) Inge Stolten: Das alltägliche Exil. Leben zwischen Hakenkreuz und Währungsreform. Berlin (West)/Bonn 1982. S. 62 ff. Inge Stolten: Nicht aus gutem Hause. In: Dies. (Hrsg.): Der Hunger nach Erfahrung. Frauen nach 1945. Frankfurt am Main 1983. S. 64 ff. Inge Stolten: Ich kann mich an den Tag von Hitlers “Machtergreifung” nicht erinnern... In: Charles Schüddekopf (Hrsg.): Der alltägliche Faschismus. Frauen im Dritten Reich. Berlin/Bonn 1982. S. 91 ff.



„Es ist vorbei und du lebst.“

Der Augenblick des Überlebens ist der Augenblick der Macht. Der Schrecken über den Anblick des Todes löst sich in Befriedigung auf, denn man ist nicht selbst der Tote. Dieser liegt, der Überlebende steht. Es ist so, als wäre ein Kampf vorausgegangen und als hätte man den Toten selbst gefällt. Der Überlebende sieht sich allein, er fühlt sich allein, und wenn von der Macht die Rede ist, die dieser Augenblick ihm verleiht, so darf nie vergessen werden, daß sie sich aus seiner Einzigkeit und aus ihr allein herleitet. Alle Absichten des Menschen auf Unsterblichkeit enthalten etwas von der Sucht, zu überleben. (aus: Elias Canetti, Masse und Macht, 1960)

Dem Akt des Überlebens ist stets auch eine Weise des Auslöschens eingeschrieben. Nicht jedem Überlebenden liegt dabei ein Toter zu Füßen, aber doch eine ausgelöschte Geschichte.

Am 3. Mai hieß es plötzlich über Radio Hamburg, Hamburg ist kampfflos übergeben worden. Am 3. Mai mittags ein Uhr marschierten die Briten von allen Seiten in die Stadt. Wir sahen sie drüben auf der Bergedorfer Chaussee. Dann hieß es, die Hamburger Bevölkerung dürfe nicht raus (...) Und wir blieben also vom 3. Mai an in unserem Häuschen und am 5. Mai hieß es dann, die Hamburger Bevölkerung darf raus aus ihren Wohnungen. Man mußte ja wieder einkaufen, ich glaube abends beschränkt bis acht Uhr. Und da sagte meine Mutter zu mir, du mußt nach Hamburg, du mußt sehen was los ist; der Engländer ist da, was ist mit

den Wohnungen, haben die alles beschlagnahmt, gilt unser Geld noch, gelten unsere Lebensmittelmarken noch. Und da keine Züge fuhr bin ich dann zu Fuß vom Mittleren Landweg nach Hamburg gegangen. Immer auf den Schienen entlang. (1)

Mit zehn Jahren der Abschied, und fünfzig Jahre lang das Augenschließen, um die Stimmen wiederzuhören im Moment davor: die Eltern, die so taten, als hätten sie ihre Alltagsstimmen und sähen den Rückweg vor sich und die Landschaft von immer. (...) Man hatte Zeit gehabt zu gar nichts. die braun gestrichenen Eisensäulen des Bahnhofs, das unzählbare Schlagen der Zugtüren: für jenes letzte Mal saß er in der zweiten Klasse statt wie sonst, wenn er nach Hamburg zum Zahnarzt gebracht wurde, in der dritten. Dann war der Vorortzug eingefahren in die Riesenhalle, unter dem Glas-



Bild: Der Markt am Hansaplatz, Frühjahr 1945. Foto: Hans-Peter Schneekloth

„Es ist vorbei und du lebst.“

dach, welches rundum den Raum überwölbte und ganze Züge in sich aufnahm. Die Treppe, die am Ende des Quais hinaufführte zu der Passage über den Gleisen: gelaufen waren sie, den Körper nach vorn geneigt; man hatte sich in sich selbst gekrümmt vor Eile. (...) Und wie jedesmal empfand er jene Angst, die ihm den Brustkorb versperrte, die übliche, während er doch wegfuhr für immer. Seit jenem Tag im Jahr 1938 hatte die Reise immerzu angedauert, ein kompakter Punkt im Innern, über dem Herzen, gleich einem Gepäckstück, das ausgepackt werden wollte. (2: S. 16 f.)

Einfache Fahrt. Im Mai 1945 fuhren keine Züge mehr. Für Transporte jeglicher Art war die Reichsbahn zuständig gewesen. Damals, als die Bahn noch funktionierte, hatte man die Juden als gewöhnliche Fahrgäste gebucht. Transportiert aber wurden sie in Güterwaggons. Gegen Bezahlung wurde jede Gruppe von Reisenden befördert. Nur das Bewachungspersonal mußte eine Rückfahrkarte lösen. Die anderen fuhren zum Basistarif des 3.-Klasse-Fahrpreises, d.h. vier Pfennige pro Streckenkilometer. Kinder unter zehn zahlten den halben Preis; Kleinkinder unter vier Jahren reisten kostenfrei. Ab vierhundert Personen gab es Gruppentarife (halber 3.-Klasse-Fahrpreis). Dem Antragsteller solcher Gruppenreisen wurde der entsprechende Fahrpreis in Rechnung gestellt. Für die jüdischen Massentransporte war dies das Reichssicherheitshauptamt gewesen. (3)

Als ich am Heidenkampsweg war, ich war natürlich auch neugierig, was nun los war, da sah ich die ersten englischen Panzer, die an mir vorbeifuhren. Es passierte gar nichts, die Leute gingen ihrer Wege, die Panzer fuhren und so kam ich dann nach St. Georg. Fragte dann unterwegs die Leute, gilt das Geld noch, ja sagten die, Sie können kaufen und die Lebensmittelkarten gelten auch, es geht alles so weiter wie bisher. Nur, es war natürlich vieles anders. Auch wenn man das nicht gewußt hätte, hätte man das an der Stimmung gemerkt. Die Leute waren plötzlich gelöster. Am Hansaplatz - das wußte ich aber nicht vorher, viele hatten in der Danziger Straße ein Weinlager geplündert, St. Georger hatten in Eimern Wein

geholt - da saßen viele um den Brunnen herum und waren lustig und fröhlich. Außerdem einige von diesen Displaced Persons, die also zur Arbeit gezwungen waren, die waren nun frei und die tranken Wermut. Und es war eine, wie ich es erinnere, eine sehr heitere Stimmung und aus den geöffneten Fenstern kam plötzlich Jazz-Musik, das wir ja überhaupt gar nicht kannten, wir in unserem Alter, es war ja auch verboten gewesen, man durfte das nicht hören. Und so kam ich dann nach St. Georg hinein, ging in unsere Wohnung (...), alles war so, wie wir's verlassen hatten. Keine Wohnungen wurden in St. Georg beschlagnahmt, wie wir's befürchtet hatten. Ja, ich kam dann an und hab dann eingekauft, die Geschäfte hatten alle offen, es gab alles zu kaufen wie vorher auch und es war nur diese veränderte Atmosphäre, diese Stimmung. Es war zudem noch herrliches Wetter und dann stand ich da plötzlich und dachte, mein Gott, mein Gott, es ist Kriegsende und du hast es überlebt. Es überkam mich ein ganz großes Glücksgefühl, das hatte mit dem Nazireich nichts zu tun. Es war einfach dies Gefühl, du hast jahrelang unter dieser Bedrohung gelebt, wenn man abends ins Bett ging, wußte man nicht, ob man morgens wieder aufwachte, und plötzlich sagte man sich, das ist vorbei und du lebst und das war also etwas, das ich nicht vergessen werde, das war ein ganz überwältigendes Glücksgefühl. (1)

Er hatte bei ihrem Abtransport zugeschaut. Sie stiegen die kleine Klapptreue hinten an der Wagenwand hinauf, und der Gestapomann half ihnen, eines Morgens bei grauem, gleichförmigem, lichthem Himmel, der einem Lust auf eine Bergwanderung machte. (...) Dann, 1945, an einem klaren Frühlingstag, hatte er jene Photos gesehen, an den Mauern und in den Zeitungen: das längliche Gebäude, ebenerdig zum Beschauer, obenauf in der Mitte des Satteldachs ein viereckiges Türmchen, ein Gleis, völlig gerade, läuft darauf zu, nach einer Weichenstelle, von der, hinten auf der Photographie, Verzweigungen ausgehen. Das Wetter ist schön, die Sonne, nach den Schatten der Schienen auf den Schwellen zu schließen, scheint ziemlich kräftig. Vielleicht waren die Leute auf dem Lastwagen

da eingetreten, mit ihren Gesten, mit ihren Fischgrätenmänteln, ihren Mappen, so wie sie auf der Straße gewesen waren, jetzt, da sie sterben sollten. (2: S. 30/34)

Der Überlebende weiß von vielen Toten, von seiner eigenen Angst, er weiß um sein Glück und seine Bevorzugung. Für ihn fallen Sieg und Überleben zusammen. Wer aber sind die Sieger?

Man wußte nur, daß irgendwas war. Etwas, ja wo man besser wegguckte. Ja, meine Mutter hat draußen am Mittleren Landweg, wo wir unser kleines Häuschen hatten, das war ja in der Nähe von Neuengamme, wo dieses KZ auch war, und da sind breite Gräben, so von der Bille ausgehend, und da haben die die Gräben sauber gemacht, und meine Mutter gab ihnen Brot, der Aufseher guckte nicht hin. Der wollte das gar nicht sehen und alle gaben ihnen Brot. (1)

Eine Zeitlang davor hatte in der Küche seines Geburtshauses die Aufräumerin zu ihm gesagt: „Wenn du nicht artig bist, kommst du ins KZ.“ Er hatte den Stachel draht sich kreuzen sehen in den Himmelsausschnitten der Fensterrahmen, und wenn er mit dem Rad hinaus aufs Land fuhr, auf den graustaubigen Wegen, äugte er nach den Orten, wo Konzentrationslager sein könnten. (...) Irgendwo, da wußte er, war ein Konzentrationslager: 1937, Zäune in der Ferne, hinter denen sich Geheimnisvolles und Schreckliches begab. (2: 146 f.)

Im Osten liegen über zwanzig Millionen Tote, die man überlebt hat und dazwischen die Elbe. Die Übriggebliebenen würden zu gerne den Sieger jetzt wählen können. „Mein Gott, wenn der Amerikaner und der Engländer nicht bald nach Hamburg kommt, dann ist der Russe eher hier. Es war ein Wettlauf, und dann, dann werden wir russisch. Das war eine große Angst.“

Die Engländer hatten dann Hausdurchsuchung gemacht. Sie durchsuchten jede Wohnung. Zwei sicherten mit vorgehaltener MP. Zum Glück hatten wir nicht mehr das Buch „Mein Kampf“. Das hatten wir vorher rechtzeitig weggeschmissen. Nichts passierte, die Engländer waren freundlich. (4)

„Es ist vorbei und du lebst.“



Bild: Ruinen am Hansaplatz im Winter 1946/47.
Foto: Hans-Peter Schneekloth

Das Überleben ist nur in Ausnahmefällen das Resultat eines bestimmten Augenblicks. Im Fortdauern der Herausforderungen, denen sich der einzelne zu stellen hat, entsteht so etwas wie ritualisierte Geschichtsvernichtung.

An Hitler und diese Geschichten hat man gar nicht gedacht. Da war einem das Hemd näher als der Rock. Jeder sagte, wie gehts jetzt weiter, es muß weitergehen. Man wußte, es würde alles knapp werden. (...) Man mußte überleben. Es ging einfach drum, wie überleben wir jetzt die nächsten Jahre, bis sich alles normalisiert hat. So war's dann. (...) Dann ging's eigentlich erst richtig hart los. Mein Mann hatte in T. Verwandte und da haben wir uns einen Dachboden ausgebaut, schwarz, mit besorgtem Zement. Es war so kalt, daß man, wenn man

die nasse Windel seines Kindes auf den Fußboden legte und sie hochnehmen wollte, war sie festgefroren. Früher in der Zimmerpforte, in der schönen warmen Küche, das war alles noch gemütlich und die Mutter hat die Schuhe geputzt, und saß ich denn da draußen in T. und es war nur kalt. Und da bin ich zum Beispiel einmal auch gar nicht aufgestanden, weil ich nichts zu heizen hatte. Da bin ich mit meinem Kind im Bett geblieben, bis mein Mann abends kam und irgendwas zu heizen organisierte. Jede zweite Nacht mußte er einen Sack Kohle organisieren, Kohlenklau. Ich mußte einen Haushalt führen, wo's nichts gab, wo's fünfzig Gramm Fleisch in der Woche gab und wenn sie Kartoffeln kriegten, dann war'n die erfroren und dann mit einem Baby. Das war eigentlich die härteste Zeit in meinem Leben. (1)

(1) U. S., 1927 in Hamburg geboren, lebte bis 1945 in St. Georg; Auszüge aus zwei Interviews, aufgezeichnet am 27.4.93 und am 1.3.95.

(2) Georges-Arthur-Goldschmidt, 1928 als jüngster Sohn einer deutsch-jüdischen Familie in Hamburg geboren, wurde 1939 mit seinem vier Jahre älteren Bruder in ein Kinderheim nach Frankreich verschickt, überlebte dort die Zeit der deutschen Besatzung, übersiedelte 1947 zum Studium nach Paris, wo er heute noch als Autor lebt. Die Auszüge stammen aus: Goldschmidt, Der unterbrochene Wald, Zürich 1992.

(3) Zahlen nach Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, Bd.2, S. 430

(4) Gesprächsnotiz aus einem Klönschnacktreffen, das die Geschichtswerkstatt St. Georg am 11.3.1995 im Stadteilladen organisiert hatte.

Von den allerersten Schritten

Hellmut Kalbitzer (geb. 1913 in Hamburg) gehört zu denen, die immer gegen den Faschismus standen. Bereits als Jugendlicher organisierte er sich im linkssozialdemokratischen „Internationalen Sozialistischen Kampfbund“ (ISK), 1936 wurde er von der Gestapo verhaftet und ins KZ Fuhlsbüttel gesperrt.

Nach seiner Entlassung 1939 setzte er seine illegale Widerstandstätigkeit fort und war - nicht zuletzt auf Grund seiner konspirativen Verbindungen - einer der maßgeblichen Begründer der Gewerkschaften und der SPD in Hamburg 1945.

Über die Stimmung nach dem Einmarsch der Briten in Hamburg am 3. Mai 1945 und über einen St. Georg berührenden Abschnitt dieser allerersten Nachkriegsgeschichte berichtet Hellmut Kalbitzer auf der Senats-Gedenkveranstaltung am 3. Mai 1995 auf dem Rathausmarkt. Wir zitieren aus dem Typoskript:

„Für mich, wie für alle Nazigegner, war die kampflose Besetzung Hamburgs durch die britische Armee am 3. Mai 1945 die Befreiung vom Nazi-Terror. ... Als der britische Stadtkommandant zwei Tage später, am 5. Mai, die Ausgangssperre für uns Hamburger aufhob, begann die nachkriegszeit. Ich ging an diesem 5. Mai 1945 sofort zum Rathaus, um im Namen meiner Genossen aus der Illegalität unsere Mitarbeit bei der Verwaltung der Stadt anzubieten und die beabsichtigte Neugründung einer demokratischen Partei mitzuteilen. Der Rathausmarkt war voller jubelnder, befreiter ausländischer Zwangsarbeiter mit ihren Nationalflaggen. Ich schien der einzige Deutsche auf dem weiten Platz. ...

Die britische Militärverwaltung war - verständlicherweise - anfangs nicht gerade lebenswürdig. Eine Parteigründung war von den Alliierten verboten. Aber eine Gewerkschaftsgründung wurde genehmigt. Und so gründeten wir am 8. Mai eine freie Gewerkschaft, die sogenannte 'Sozialistische Freie Gewerkschaft' (SFG). Und Mitte Mai wurde mir von den Engländern der Schlüssel für das halb zerstörte Gewerkschaftshaus (am Besenbinderhof) übergeben. Das war sehr fair von den Engländern und wurde als Signal verstanden, daß die Sieger auf eine deutsche demokratische Entwicklung hofften. Die Hamburger Arbeiter kamen nun täglich zu vielen Hunderten, um sich gewerkschaftlich zu organisieren sowie mit dem Abräumen der Trümmer und dem Wiederaufbau anzufangen.“

Auch wenn die SFG auf Grund ihrer parteiübergreifenden, sozialistischen Ausrichtung unter dem Druck der Engländer und eines Teils der alten Gewerkschaftsführer aus der Zeit der Weimarer Republik am 20. Juni 1945 wieder aufgelöst wurde, war in St. Georg doch der Grundstein für den Aufbau der Gewerkschaften und in gewisser Hinsicht auf der demokratischen Entwicklung der Stadt gelegt worden. (1)

(1) Hellmut Kalbitzer: Widerstehen oder Mitmachen. Eigen-sinnige Ansichten und sehr persönliche Erinnerungen. Hamburg 1987.

Bild: Hellmut Kalbitzer beim Verteilen von Flugblättern



Zurück aus der Kriegsgefangenschaft

Ein Mann kommt nach Deutschland.

Er war lange weg, der Mann. Sehr lange. Vielleicht zu lange.

Und er kommt ganz anders wieder, als er wegging.

(Wolfgang Borchert 1946)

Beim Gedenken an den 8. Mai 1945 soll von unserer Seite nicht nur der Opfer des und der Befreiung vom Faschismus gedacht werden, sondern auch der Beendigung des Zweiten Weltkrieges. Fast sechs Jahre währte dieses von den Deutschen betriebene Völkermorden. Wer als Soldat in Hamburg verblieben war, bekam am 4. September 1945 in der Kunsthalle seine ordnungsgemäßen Wehrmachts-Entlassungspapiere ausgehändigt. Viele Männer aber, die an der Front überlebt hatten, kehrten erst Jahre nach Kriegsende aus der Gefangenschaft zurück.

Einer von ihnen war Hellmuth Warnke, geb. 1908 in Eimsbüttel, Arbeiter und Antifaschist, von den Nazis ins KZ Fuhlsbüttel gesperrt, 1941 zur Wehrmacht eingezogen, 1944 in Frankreich von den Amerikanern gefangen genommen und an die Engländer weitergereicht. St. Georger ist er nie gewesen, aber das Hauptbahnhofviertel war das erste, was er in Hamburg nach seiner britischen Kriegsgefangenschaft am 10. Oktober 1946 wieder betrat. Hellmuth Warnke hat seine Erinnerungen aufgeschrieben (1):

„Am Hachmannplatz, neben der Hamburger Kunsthalle, stoppt der britische Armeelaster. Wir klettern vom Wagen, der

Motor heult in einer Wolke von Dreck. Das ist unsere Entlassung aus dem Krieg. Die 'Tommies' haben uns aus einem schottischen Kriegsgefangenenlager nach Glasgow, von von Emden ins Munster-Lager und von dort nach Hamburg transportiert. Ein Zertifikat bescheinigte uns die ordnungsgemäße Freilassung. Nach den vielen Jahren, in denen wir herumkommandiert worden sind, sollen wir jetzt selbst Entscheidungen treffen. Keiner sagt uns, was wir zu tun haben. Eine neue, ungewohnte Situation. Gestern noch Muschkoten, Gefangene, heute Zivilisten. Wie soll sich ein Mensch von einem Tag auf den anderen in Verhältnissen zurechtfinden, die ihm völlig fremd geworden sind? (...)

An diesem 10. Oktober stehen wir also auf dem Hachmannplatz und blicken mißmutig auf den Hauptbahnhof. Von dem einst so imponierenden Bau stehen jetzt nur noch die Außenwände, die nackte Dachkonstruktion reckt sich in den Himmel. Wortlos machen wir uns auf den Weg zur Bahnhofshalle. Dort haben sich das Rote Kreuz, die Bahnhofsmission, die Fahrkartenausgabe und der Informationsdienst behelfsmäßig eingerichtet. Umsiedler, Flüchtlinge, Heimkehrer und Obdachlose drängen sich in der Halle und in den Warteräumen. Wir schließen uns der Menschengänge vor dem Informationsbüro an. Nach Stunden des Wartens wirft die Frau hinter dem Tisch nur einen kurzen Blick auf unsere Entlassungsscheine: 'Entlassene Kriegsgefangene melden sich auf dem Haupteinwohnermeldeamt im Bieberhaus, links hinter dem Bahnhof. Dort ist auch das Wohnungsamt und die Ausgabestelle für Lebensmittelkarten.'

Im Bieberhaus geht es zu wie im Ameisenhaufen. Menschenmengen schieben sich über Treppen, durch Flure und Zimmer. Wie soll man sich hier durchfinden! (...) Der Mann vom Einwohnermeldeamt will wissen, wo und bei wem wir wohnen. Wir sagen, daß wir im Moment nirgends wohnen, daß unsere Wohnungen weggebombt und die Angehörigen evakuiert sind. Wir sagen, daß wir nicht wissen, ob sie überhaupt noch leben. Die Antwort: 'Wer keinen Wohnsitz nachweisen kann, bekommt keine Meldebescheinigung. Wer nicht gemeldet ist, darf sich nicht länger als eine Woche in Hamburg aufhalten. Wer keine Aufenthaltsgenehmigung hat, hat kein Anrecht auf Lebensmittelkarten.' 'Aber wir sind doch gebürtige Hamburger, haben hier immer gelebt und sollen uns jetzt hier nicht aufhalten dürfen', protestiert Volkssturmmann Karl, 'das ist doch idiotisch! Ist es vielleicht unsere Schuld, daß unsere Wohnungen und Familien nicht mehr vorhanden sind?' Von der 'Sonderdienststelle für Durchreisende' bekommen wir Marschverpflegung für fünf Tage. Unser Entlassungsschein aus der Kriegsgefangenschaft erhält den Stempel 'Durchreisender' und einen Vermerk über die Verpflegung.

Das ist schlimm, denn jetzt werden wir vom Wohnungsamt, Arbeitsamt und Wohlfahrtsamt abgewiesen. Für Durchreisende sind sie nicht zuständig.“

(1) Hellmuth Warnke: „Bloß keine Fahnen“. Auskünfte über schwierige Zeiten 1923 - 1954. Hamburg 1988. S. 12 f.

- direkt auf den Hauptbahnhof

Tausend Jahre und ein halbes Jahr

Ein Annäherungsversuch, mehr nicht. Der Versuch der Bewältigung steht einzig den Überwältigten zu. Jenen also, die das projektierte Tausendjährige Reich nach zwölf Jahren Terror und Tortur überlebt hatten; die meisten von ihnen sind längst verstorben oder haben resigniert, haben sich Jahrzehnte nach der Befreiung das Leben genommen. Wir Nachgeborenen haben es da einfacher, wir jonglieren mit Zeiten, Begriffen und Erfahrungen; wir gedenken, mahnen und erinnern. Wessen erinnern wir uns eigentlich? Der Nachdrücklichkeit, mit der unsere Eltern auf ihrem Nicht-Wissen, ihrer Unschuld beharrten...Bildern aus Fernsehdokumentationen, Zeitschriften und Büchern...die Geschichtsentsorgung an Stammtischen, die Couchecke als familiales Richttribunal...

Der eigentliche Anlaß liegt nun ein halbes Jahrhundert zurück. Am 8. Mai 1945 wurde in Europa der Zweite Weltkrieg beendet, die Welt wurde befreit von der Gefahr deutscher Okkupation und nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, die Deutschen von ihrer selbsterrichteten Diktatur. Beiläufig eine runde Erinnerungszahl? Oder der richtige Zeitpunkt, sich fünfzig Jahre später von der Befreiung zu befreien? Zeit, einen Schlußstrich zu zie-

hen, gegen das Vergessen der eigenen Opfer anzumahnen, um mit bereinigter Vergangenheit der „selbstbewußten Nation“ das Wort zu reden?

Eine solche Fragestellung erschien dem einfältigen Zeitgenossen vor Jahr und Tag überflüssig, ja absurd. Was er fürs erste daraus lernt, ist, daß die Schamlosigkeit ihre Konjunkturen hat, gewiß aber kein natürliches Ende kennt. Geronnen den aus den Konzentrationslagern Befreiten ihre furchtbaren Erfahrungen zur Maxime „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!“, so begann das besiegte, nunmehr gesplante Volk der Richter und Henker, der Mitläufer und inneren Emigranten, sich unverzagt zu entsorgen. Mit der bedingungslosen Kapitulation schlug ihnen die „Stunde Null“ und während sie von Tag zu Tag andauerte, trugen sie von heute
a u f
gestern plötz-
lich

alle Zivil. Nichts vermag den Nullpunkt ihrer moralischen Verfassung zutreffender zu umschreiben, als daß sich die gebeutelte Nation unter dem Tilgungswort der „Stunde Null“ kollektiver Amnesie hingab. Null Täter, null Erinnerung, denn ach, so wenig Anfang war nie.

Nur die Überwältigten sprachen vorbehaltlos von der Kollektivschuld der Deutschen. „Es wäre glatte Wahrheitsbeugung, gestände ich hier nicht ohne alle Bemäntelung ein, daß es mir recht so war. Mir schien, ich hätte die Untaten als kollektive erfahren: Vor dem braungewandeten NS-Amtswalter mit Hakenkreuzbinde hatte ich auch nicht mehr Angst gehabt als vor dem schlichten feldgrauen Landser. Auch wurde ich den Anblick der Deutschen auf einem kleinen Bahnsteig nicht los, wo man aus den Viehwaggons unseres Deportationszuges die Leichen ausgeladen und aufgeschichtet hatte, ohne daß ich auch nur auf einem der steinernen Gesichter den Ausdruck des Abscheus hätte lesen können. Das kollektive Verbrechen und die kollektive Sühne



hundert oder Die Last der Befreiung

mochten sich die Waage halten und das Gleichgewicht der Weltsittlichkeit herstellen.“(1)

Nun, vom supponierten Standpunkt der Weltsittlichkeit aus waren die Verlierer von damals zwar schlechte, aber keine absoluten und nach einem halben Jahrhundert Befreiung die psychologischen Sieger. Die Juden, „ja, wo waren sie geblieben?“, fragte sich die verfolgende Unschuld Jahrzehnte später, die Kommunisten erledigt, die Arbeiterbewegung zerschlagen, den sexuellen Umbruch der zwanziger Jahre vorläufig gestoppt, am richtigen Schwein geschlachtet (weit über zwanzig Millionen getötete Bolschewisten im Osten), bis zum 29er Jahrgang die eigene Jugend zum Abschluß freigegeben, das Böse nach „drüben“ projiziert. Der heroischen Waffengänge konnten sich die solcherart Besiegten nicht mehr rühmen, jedoch sehr bald ihrer einzigartigen Produktivität. Das kollektive Gewissen mußte selbst in Trümmern liegen, um die Überlebenden so selbstvergessen werkeln zu lassen, auf daß sie sich wenigstens in ihren Produkten einen Fetzen Selbstachtung bewahrten. „Das Mitgefühl wurde in dieser Zeit zerrieben - zwischen Not, Zukunftsangst, Scham und jener Auflehnung, zu dem sich ein Geschlagener, dem der Sieger ins verbrannte Haus steht, immer getrieben sieht, egal, wie verbrecherisch die Mittel waren, mit denen er gekämpft hat.“(2)

Einverstanden, nur daß mit der Scham ist ihnen nicht abzunehmen, sie setzte Mitgefühl voraus, entsprechend gibt es stets ein schwarzes Loch in ihren Erinnerungen: die Hundejahre...der Hungerwinter, „wir hatten nichts“...dies ganze entsagungsvolle Elend des Überlebens...präzise Bilder, als sei dies die Buße und enthebe sie des Eingedenkens der je eigenen Verstrickung.

Ehe die Mauer in die Welt kam, hauste sie in den Köpfen. Als Abschirmung und Schutz; dahinter konnten die gewohnten Denk- und Wahrnehmungsweisen fortexistieren. Vielerorts schwiegen vor fünfzig Jahren die Glocken. Nicht nur dort, wo die Kirchen zerstört waren. Hätten sie, angesichts der Besetzung und Not, den Herrn

loben sollen? Die Redeweise von der Befreiung tut ihnen Unrecht: pauschal schlägt sie alle auf die Seite der Opfer. Diese kämpfen bis zum heutigen Tage um Rehabilitation und Entschädigung, vom Zwangsarbeiter bis zum Deserteur.

Die Mauer wanderte als Betonreliquie zurück in die Wohnstuben. Was war, wird weiter abgespalten, muß abgespalten werden, sonst hält der deutsche Leib nicht aus mit der Befreiung. Der wiedervereinigten deutschen Nation fehlt zu ihrer Fundierung als sogenannter selbstbewußten die Implantation endgültigen Geschichtsverlustes: die Rückgängigmachung von Auschwitz durch Verrechnung der Opfer. Welches Schweinderl hätten's denn gern? Zwei Millionen Vertriebene als Gegenrechnung zum Tag der Befreiung. Sie wurden bislang nicht vergessen, wohl aber jene Hunderttausende (politische Gegner des Naziregimes; jüdische Bürger, die den antisemitischen Rassengesetzen entkommen wollten), die von Rechts wegen zu den ersten deutschen Vertriebenen gemacht wurden.

Es läßt sich nicht wegdeuteln: nur wo eine Scham bleibt, entsteht Geschichte. Sie erst erlaubt einen Zugang zu dem, was wirklich ablief. Was uns die windigen Retuscheure des Vergessens und schamlosen Leichenbuchhalter zeigen wollen, ist ein Film mit Schnitten. Wenn er abgelaufen ist, dürfen wir auf der blütenweißen Leinwand die unbefleckte Nation bewundern. Die rechten Propagandisten einer solchen „selbstbewußten Nation“ wissen zwar nicht, wovon sie da reden, aber immerhin ist ihnen klar, daß die Reise wieder an neuen Fronten enden soll. Was schlußendlich das vielbeschworene Selbstbewußtsein der Deutschen betrifft, so hätte es, jenseits aller dummpatriotischen Beschwörungsformeln zunächst sich wahrzunehmen, um auf diese Weise zu einer Gewissheit seiner selbst zu gelangen, unter Preisgabe allen willkürlichen Vergessens die eigene Geschichte anzunehmen (keine abstrakte Historie, sondern als Lebens- und Leibesgeschichte)(3); ein Schauerstück, dem fürs erste kein glückliches Bewußtsein entspränge, denn es wäre allzeit genötigt, das nachzuholen, was die

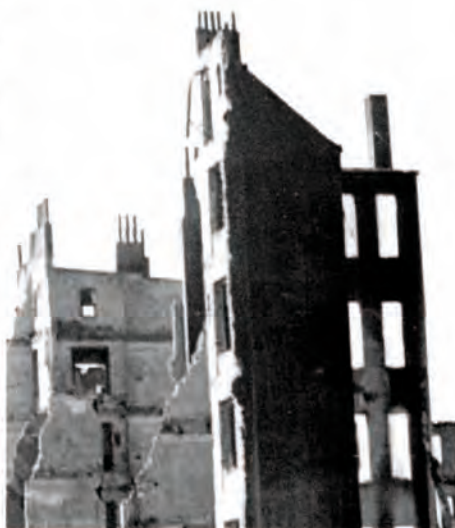
Nation einst unterließ: Hitler rückgängig zu machen, in ihrem Denken und Handeln dafür zu sorgen, daß Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts ähnliches geschehe.(4) Ein solcher Imperativ widersetzt sich formaler Begründung aufs nachdrücklichste. Aufrechterhalten ließe er sich nur dort, wo Befreiung nicht die von Erinnerung und Geschichte meint, sie nicht zur nachbeugenden Maßnahme zur Entsorgung des Gewissens wird.

(1) Jean Améry: *Ressentiments*. In: ders.: *Jenseits von Schuld und Sühne*. Stuttgart 1980. S. 106.

(2) Barbara Sichtermann: *Kann Mitleid Emaille werden? Zur Gefühlsgeschichte des Gedenkens*. In: Freibeuter H. 63. Berlin, März 1995. S. 48.

(3) Auf eine weitere Facette in dieser tausendjährigen Spaltgeschichte sei nur knapp hingewiesen: Das Beharren auf der „Mauer aus Blut“. „Die Kernsubstanz der Nazis, das geerbte deutsche Blut, soll auch weiterhin darüber entscheiden, welchem Körper das Recht, sich 'deutsch' nennen zu dürfen, zugestanden werden kann und welchem nicht.“ Mehr hierzu in: Klaus Theweleit: *Das Land das Ausland heißt*. München 1995. S. 29. Je weiter wir graben, umso mehr Terrain tut sich auf, wo es die Befreiung nachzuholen gälte.

(4) Die dies erstmals forderten, waren selbst Überlebende der antisemitischen Rassengesetze. Vgl. Améry: *Ressentiments* (s.o.) u. Th.W.Adorno: *Negative Dialektik*. Gesammelte Schriften, Bd. 6. Frankfurt/M. 1984. S. 358.



Veranstaltungen

Befreiung und Gedenken

Veranstaltung zum 8. Mai 1995

Vorbereitet von der ev.-luth. Kirchengemeinde, dem Allgemeinen Krankenhaus St. Georg und der Geschichtswerkstatt St. Georg e. V. wird der 8. Mai 1995 aus Anlaß des 50. Jahrestages der Befreiung von Faschismus und Krieg in einer besonderen Weise im Stadtteil begangen. Die St. GeorgerInnen sind zu dieser nicht-konfessionellen Gedenkveranstaltung herzlich eingeladen.

- 17.45 Uhr Läuten der Kirchenglocken
- 18.00 Uhr Gedenkveranstaltung in der St. Georgskirche, Spadenteich
- Einleitende Worte (Pastor Gunter Marwege)
 - Zur Ermordung von acht „Russen“ auf dem Krankenhausgelände 1943 (Michael Joho, Geschichtswerkstatt = GW)
 - Musik (Hugo Distler Chor, junge kantorei st. georg)
 - Zur Verfolgung von Juden und Jüdinnen im „III. Reich“ (Peggy Parnass)
 - Zur Verfolgung von Homosexuellen im „III. Reich“ (Pastor Rainer Jarchow)
 - Schweigeminute zum Gedenken der Opfer des Nationalsozialismus
 - Zum Befreiungsjahr 1945 in St. Georg - Literarische Erinnerungen von Inge Stolten (Benedikta Schmidt-Joho, GW)
 - Musik
- 18.45 Uhr Aufsuchen von Erinnerungsstätten (als Umzug von der Kirche durch St. Georg bis zum Krankenhausgelände)
- 19.00 Uhr Koppel 66, hier soll ein Jude die Nazi-Zeit überstanden und ca. im Juni 1945 ein kleines Befreiungsfest der Briten stattgefunden haben (Harald Heck, GW)
- 19.15 Uhr Schmilinskystraße 6, hier ist während der St. Georger 800-Jahr-Feier 1994 eine Gedenktafel zu Ehren von Carl von Ossietzky angebracht worden, der 1938 an den Folgen seiner KZ-Haft verstarb (Wolfgang Engelhard, GW)
- 19.30 Uhr Zwischen Schwesternhaus und Haus T auf dem Gelände des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg, hier wurden am 30. Juli 1943 acht „Russen“ von der Gestapo kaltblütig erschossen (Enthüllung einer Gedenktafel durch das Krankenhaus, Pflanzen eines Rosenstocks von Kirchengemeinde und Geschichtswerkstatt)
- 20.00 Uhr Ende der Gedenkveranstaltung

(über-) Lebenswege -Antifaschisten im Gespräch

Biographien von Menschen kennenzulernen, die im „III. Reich“ von den Nazis verfolgt wurden, das ist das Anliegen einer Veranstaltungsreihe, die die Geschichtswerkstatt in Kooperation mit der Bildungsträgerin „Die Neue Gesellschaft“ ab Ende Mai 1995 durchführen wird. Im Mittelpunkt der jeden letzten Montag im Monat um 19 Uhr im Turm der St. Georgskirche stattfindenden Veranstaltung steht die Befragung einer Person, einmal auch eines Ehepaares. Diese Menschen haben sehr unterschiedliche Schicksale durchgemacht. Ihre Lebenswege, die während der Nazi-Zeit eben auch Überlebenswege waren, erstrecken sich über einen Zeitraum von sieben oder acht Jahrzehnten. Die Veranstaltungsreihe bietet damit die Chance, am persönlichen Beispiel große Teile des Jahrhunderts zu „besichtigen“. 50 Jahre nach der Befreiung vom Faschismus und Krieg soll damit derer gedacht werden, die sich als Antifaschisten einen aufrechten Gang bewahrt haben.

Und hier die Liste der ZeitzeugInnen, die zugesagt haben:

- Montag, 29.5. **Hellmut Kalbitzer**, geb. 1913, ISK, 1936 KZ Fuhlsbüttel, 1945 Mitbegründer der Gewerkschaften und der SPD in Hamburg, langjähriges Mitglied des Deutschen Bundestages.
- Montag, 26.6. **Kurt und Steffi Wittenberg**, geb. 1920 bzw. 1926, von den Nazis verfolgte Juden, 1938 bzw. 1939 nach Uruguay geflüchtet, K. W. war dort Sekretär des „Deutschen Antifaschistischen Komitees“, 1947 in die USA, während der McCarthy-Ära 1951 in die BRD, seitdem in Hamburg.
- Montag, 31.7. **Dorothea Buck**, geb. 1917, als schizophrene von den Nazis 1936 in Bethel zwangssterilisiert, seit 1952 in Hamburg, Fachschullehrerin, Bildhauerin, Autorin.
- Montag, 28.8. **Friedrich-Paul von Groszheim**, geb. 1906, als Homosexueller von den Nazis verfolgt und 1938 kastriert, wenig später nach Hamburg verzogen.
- Montag, 25.9. **Esther Bejarano**, geb. 1924, als Jüdin von den Nazis verfolgt und ins KZ Auschwitz gesperrt, Palästinaaufenthalt, 1960 nach Deutschland zurückgekehrt und seitdem in Hamburg.
- Montag, 30.10. **Gerda Ahrens**, geb. 1914, SAP, KJVD, kommunistischer Jugendwiderstand gegen die Nazis, 1934 ins KZ Fuhlsbüttel gesperrt, nach 1945 Engagement in VVN, KPD und DKP in Hamburg.
- Montag, 27.11. **Heinz Gärtner**, geb. 1916, SAJ, Jungbanner und SPD, 1936 KZ Fuhlsbüttel, nach 1945 hauptamtlicher Funktionär in sozialdemokratischen Organisationen in Hamburg.
- Montag, 11.12. **Wanda Edelmann**, geb. 1919, als Sinti von den Nazis verfolgt und 1942 ins KZ gesperrt, seit 1945 in Hamburg.

Weitere Veranstaltungen aus Anlaß des 50. Jahrestages der Befreiung

Leider nicht mehr für Mai, wohl aber für Juni ist eine weitere große Veranstaltung der Geschichtswerkstatt in Zusammenarbeit mit der „Neuen Gesellschaft“ im Haus für Kunst und Handwerk (Koppel 66) geplant. In dieser 1924 eröffneten Werkzeugmaschinenfabrik des schwedischen Unternehmers Alfred Eriksen soll der Jude Hinrich Philippsborn als Prokurist den Naziterror überlebt haben. Vielleicht deswegen, vor allem wohl, weil die Halle genügend Platz bot, fand hier ca. im Juni 1945 ein Befreiungsfest der britischen Militärs statt, zu dem auch einige antifaschistische St. Georger eingeladen wurden. Vor diesem Hintergrund soll hier an einem Samstagnachmittag im Juni 1995 eine Diskussion zum Thema „Befreit oder besiegt?“ mit bekannten HistorikerInnen aus der Bundesrepublik stattfinden. Abends ist eine Kulturveranstaltung mit Donata Höffer und Peter Franke geplant. Näheres ist in den nächsten Wochen der Presse zu entnehmen.

Am Sonntag, dem 7. Mai, bietet „stattreisen hamburg e.V.“ einen Rundgang durch St. Georg zum Thema „1945 - 1995: 50 Jahre kriegsende und Befreiung vom Faschismus“ an. Treffpunkt ist um 15 Uhr der Spadenteich, direkt vor „Max & Consorten“. Kostenpunkt: DM 12,-/8,-.

Sonntag, 13. August, 18 Uhr, Ort noch offen, Veranstaltung der Geschichtswerkstatt in Erinnerung an den 50. Jahrestag des Atombombenabwurfes auf Hiroshima am 6. August 1945, Diavortrag und Gespräch mit der Zeitzeugin Frau Numata

Vom 11. bis 13. September veranstaltet „Die Neue Gesellschaft“ ein Bildungsurlaubsseminar zum Thema „St. Georg 1945 bis 1995“. Drei Tage lang kann in der Geschichte gegraben werden, sollen Dokumente gesichtet und Gespräche mit ZeitzeugInnen geführt werden. Kostenpunkt: DM 90,-. Adresse: Rothenbaumchaussee 19, 20148 Hamburg, Tel. 44 75 25.

Weitere Veranstaltungen zur St. Georger Geschichte sind für folgende Termine vorgesehen:

* Samstag, 17.5., 13 - 18 Uhr, Gemeindesaal, Stiftstraße 15: „Wilder Stadtteil St. Georg - soziale Bewegungen und die Rolle der Kirche. 150 Jahre Kirchen- und Bewegungsgeschichte vor Ort“, Workshop der „Neuen Gesellschaft“ in Zusammenarbeit mit dem Einwohnerverein und der Geschichtswerkstatt aus Anlaß des Ev. Kirchentages in Hamburg.

Sonntag, 10.9., 15 Uhr, Spadenteich, vor „Max & Consorten“: Stadtteilrundgang der Geschichtswerkstatt zum Thema „Leben ausländischer MitbürgerInnen in St. Georg“.

Donnerstag, 14.9., 17 Uhr, Spadenteich, vor „Max & Consorten“: Stadtteilrundgang der Geschichtswerkstatt zum Thema „Kinderleben in St. Georg damals und heute“.

EINTRITTSERKLÄRUNG

- ☐ Mitgliedsbeitrag von jährlich 60,-- DM
- ☐ ermäßigter Mitgliedsbeitrag für Rentner, Studenten, Arbeitslose von jährlich 24,-- DM

Name

Vorname

Straße

PLZ, Ort

Telefon

St.GeorgerIn seit / von - bis:

Geburtsdatum

Datum

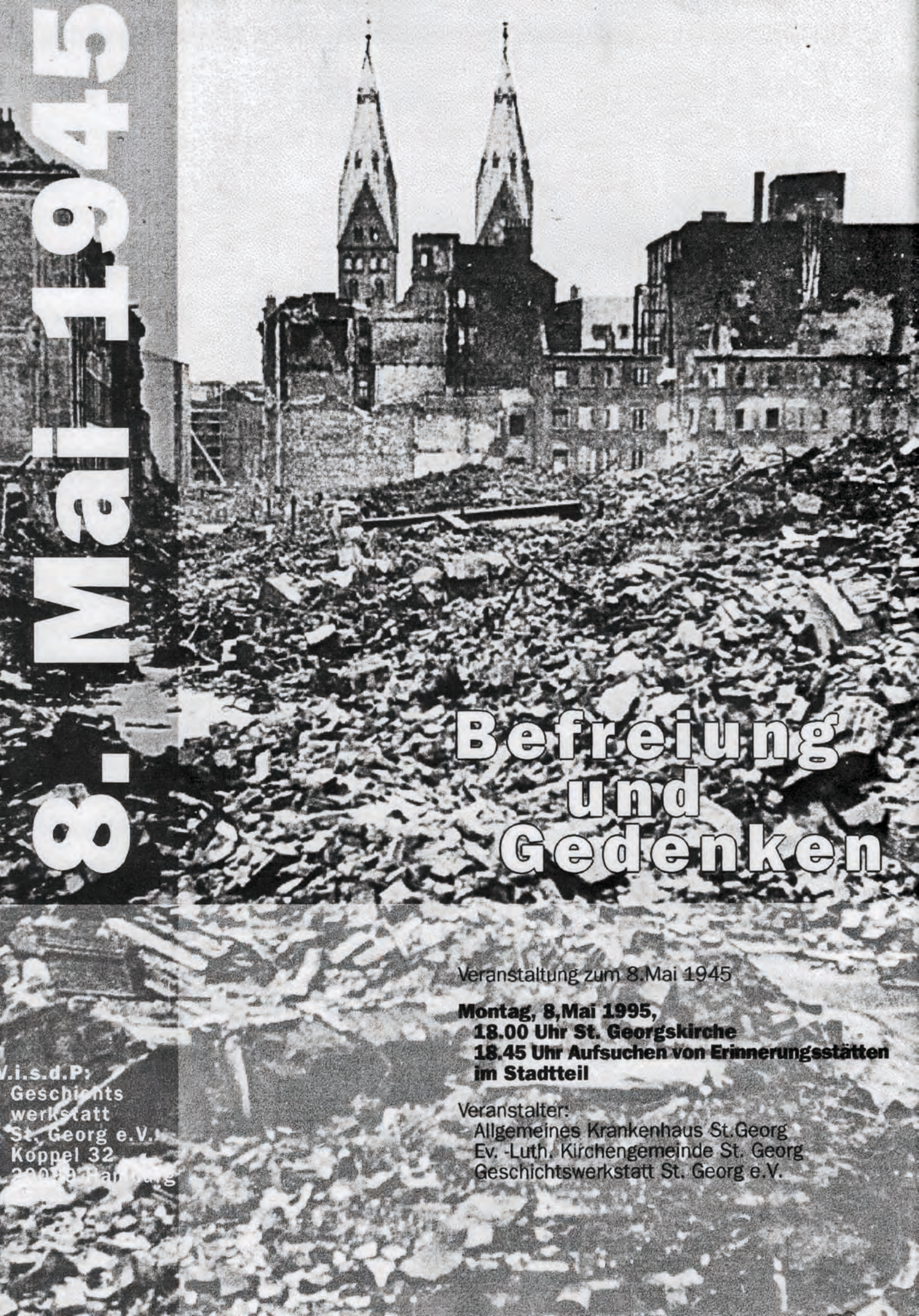
Unterschrift

(Bitte ausschneiden und senden an: Geschichtswerkstatt St.Georg; Koppel 32; 20099 Hamburg)

Gefördert durch die Kulturbehörde
der Freien und Hansestadt Hamburg

I M P R E S S U M

PDF-Ausgabe	Harald Heck 2016
Herausgeber	Geschichtswerkstatt St. Georg e.V. Koppel 32, 20099 Hamburg
Redaktion	Sylvia Fohrer • Harald Heck Michael Joho
Kontakt	Michael Joho, Koppel 100 20099 Hamburg, 040-2803731
Druck	Druckwerkstatt Ehlers GmbH Spaldingstraße 130, 20097 Hamburg
Grafik	LingoVision • 040-240863 • 040-451923



8. Mai 1945

Befreiung und Gedenken

Veranstaltung zum 8. Mai 1945

**Montag, 8. Mai 1995,
18.00 Uhr St. Georgskirche
18.45 Uhr Aufsuchen von Erinnerungsstätten
im Stadtteil**

Veranstalter:
Allgemeines Krankenhaus St. Georg
Ev.-Luth. Kirchengemeinde St. Georg
Geschichtswerkstatt St. Georg e.V.

V.i.s.d.P.:
Geschichts-
werkstatt
St. Georg e.V.
Koppel 32
20099 Hamburg